

der Moralthologie im weiteren Sinne des Wortes gewidmet. Der Verf. geht hier aus von den menschlichen Handlungen im allgemeinen (der menschlichen Natur, ihrer Freiheit, der Erbsünde, und ihren Folgen, der göttlichen Gnadenhilfe, den Hindernissen des sittlichen Handelns usw.), befaßt sich dann mit der sittlichen Haltung des Menschen Gott gegenüber (Bund, Himmereich, Verherrlichung und Nachahmung Gottes, Furcht und Liebe Gottes, Glaube), ferner mit der Vergeltung, der Norm des sittlichen Handelns (der „Tora“), der Sünde und ihrer Sühne. Daran schließen sich Ausführungen der religiösen Pflichten Gott gegenüber und über die Pflichten der Gerechtigkeit und Liebe gegen den Mitmenschen. Ein Kapitel über die persönliche Vollkommenheit (Keuschheit, Demut, Ascese und Vollkommenheitsideal) bildet den Abschluß.

Es ist hier nicht möglich, auf Einzelheiten des reichhaltigen Werkes ausführlicher einzugehen. Der Aufbau ist methodisch geschickt und durchsichtig. Jede Behauptung wird quellenmäßig belegt, ohne den Texten Gewalt anzutun. Dabei ist sich der Verf. durchaus bewußt, daß sich in manchen Punkten infolge der Eigenart und Unklarheit der Quellen nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit erreichen läßt. So ist es von vornherein gegeben, daß mancher in Einzelheiten anderer Meinung sein wird. Sollte z. B. die jüdische Anschauung von einer vom Leibe unterschiedenen Seele, die sich im Tode von ihm trennt, wirklich zum guten Teil durch die Berührung mit der hellenistischen Gedankenwelt zu erklären sein, wie der Verf. annehmen möchte (I, 323)? Finden wir diese Anschauung nicht schon deutlich genug grundgelegt im A. T., wo wiederholt gesagt wird, daß der Geist (die Seele), der von Gott stammt, dem Leibe, den er gebildet hat, das Leben gibt (vgl. u. a. Gen 6, 3 17; Job 10, 12; Eccles 11, 5), und daß der Tod in der Trennung dieses Geistes (der Seele) vom Leibe besteht (vgl. u. a. Ps 78, 39; 104, 29 f.; 146, 4 nach der Zählung des masoretischen Textes; Eccles 12, 7 usw.)? Sehr wertvoll sind die Zusammenfassungen am Schlusse größerer Abschnitte wie auch die allgemeine Zusammenfassung am Schlusse des ganzen Werkes. Sorgfältig gearbeitete Inhaltsverzeichnisse, die allein 184 Seiten umfassen, sind eine große Erleichterung für die Auswertung des gebotenen Stoffes.

Der Hauptwert des Werkes liegt nicht darin, daß es überall neue Erkenntnisse und Einsichten böte — das meiste findet sich auch irgendwie schon in den verschiedenen Darstellungen der ntl. Zeitgeschichte und einzelner Fragen derselben —, sondern darin, daß der Verf. die zahlreichen Einzelerkenntnisse systematisch und methodisch geschickt zusammengestellt hat. Von diesem Zusammenhang aus fällt auf manche Einzelfragen ein ganz neues Licht. Das Werk steht in seiner Art zweifellos einzig da und kann nur wärmstens empfohlen werden.

B. Brinkmann S. J.

De Vleeschauwer, Herm. J., *La déduction transcendentale dans l'œuvre de Kant. I.: La déduction transcendentale avant la Critique de la raison pure.* gr. 8<sup>o</sup> (332 S.) Antwerpen 1934, De Sikkel. Fr 105.—

Wir freuen uns, aus Belgien ein so gründliches Werk über die Philosophie Kants zu empfangen. De Vleeschauwer will die geschichtliche Entwicklung der „transzendentalen Deduktion“, in

der er mit Recht das Herzstück der kantischen Kritik erblickt, in einem dreibändigen Werk darstellen. Der vorliegende erste Band ist dem Werden dieser Lehre bis unmittelbar vor Erscheinen der ersten Ausgabe der Kritik gewidmet, also der reizvollen und philosophiegeschichtlich hochbedeutsamen, aber wegen des teilweisen Mangels an sicheren Quellen nicht leicht zu beantwortenden Frage: Wie ist Kant von der überlieferten rationalistischen Metaphysik aus zu den Thesen der Transzendentalphilosophie gekommen?

De VI. geht mit überlegener Kenntnis der Quellen und der umfangreichen Kantliteratur an seine Aufgabe heran. Dazu kommt die besonnene Ausnutzung der Quellen, die ebenso sehr willkürliche Konstruktionen wie übertriebene Zurückhaltung meidet. So gewinnen die Ergebnisse einen überzeugenden und, wir zweifeln nicht, in vielem endgültigen Charakter.

Nach einem kurzen, in die Problemstellung einführenden ersten Kapitel (29—78) behandelt das zweite Kapitel (79—187) das Werden des Kritizismus von 1747—81 mehr im allgemeinen, das dritte Kapitel (188—329) im besonders die Entwicklung der Deduktion der reinen Verstandesbegriffe in der langen „Periode des Schweigens“ von 1770—81. Die vorkritische Zeit teilt De VI. in zwei Perioden ein, eine Periode der Vorbereitung (bis 1769) und die Periode der mehr aktiven Herausarbeitung der verschiedenen Elemente des Kritizismus (1769—81). Fast von Anfang an, auch in den anscheinend rein physikalischen Schriften, geht das Interesse Kants auf die Kernfrage: Wie ist Metaphysik möglich? Seine scharfsinnigen, mit unerbittlicher Wahrheitsliebe geführten Untersuchungen führen ihn Schritt für Schritt zu der Erkenntnis, daß die herrschende rationalistische Metaphysik der sicheren Grundlagen entbehrt. Namentlich vier Probleme sind es, die ihn in der Zeit der Vorbereitung immer wieder beschäftigen: Die Methode der Metaphysik, die, wie er klar erkennt, nicht nach Art der rationalistischen Philosophen mit der Methode der Mathematik gleichgestellt werden darf; das Problem der Kausalität (wesentlicher Unterschied von Grund und Ursache; Unableitbarkeit der Kausalität aus dem Identitätssatz); das Problem der Existenz (Existenz nicht aus Begriffen erkennbar; Ablehnung des kartesischen ontologischen Gottesbeweises); schließlich das Problem des Raumes und seiner Antinomien. In dieser letzten Frage bringt das Jahr 1768 die für die weitere Entwicklung entscheidende Annäherung an Newton: der absolute Raum ist Vorbedingung der Körper.

Daraus mußte das Problem entstehen, wie der Raum noch erkannt werden könne, wenn er aller empirischen Anschauung vorangehen soll. Das Problem findet in der Dissertation von 1770 seine Lösung durch die Lehre von der Subjektivität von Raum und Zeit. Dieser Phänomenalismus bedeutet indes durchaus noch nicht die entscheidende Wendung zum Kritizismus. In der entscheidenden Frage nach der Geltung der reinen Verstandesbegriffe bringt die Dissertation vielmehr einen Rückschlag. Nie zuvor hat Kant in so dogmatischer Weise die Geltung der Begriffe verteidigt. De VI. macht diese erstaunliche Tatsache durch den Hinweis auf die gerade in der Dissertation zum Durchbruch gekommene scharfe Unterscheidung zwischen Sinnlichkeit und Verstand begreiflich. Gerade weil die reinen Verstandesbegriffe in ihrem Ursprung von allen Bedingungen der Sinnlichkeit frei sein

sollten, konnte es Kant eine Zeitlang scheinen, daß sie damit auch der Subjektivität der Sinnlichkeit entzogen seien.

Lange konnte es Kant freilich nicht entgehen, daß so eine positive Begründung für die Geltung der Begriffe nicht gewonnen war. Die von Lambert, Sulzer und Mendelssohn gegen seinen „Idealismus“ erhobenen Einwürfe ließen die Fragen nicht zur Ruhe kommen. In dem bekannten Brief an Herz von 1772 ist die Problemstellung ganz klar geworden: Wie können sich Begriffe auf Gegenstände beziehen, wenn weder die Dinge die Begriffe bedingen noch die Begriffe die Dinge? Es ist aber ein Irrtum, wenn man in diesem Brief schon die kritische Lösung zu finden meint. Diese wurde vielmehr erst in den folgenden Jahren gefunden. Kant entdeckt die dritte Denkmöglichkeit: Der reine Verstandesbegriff ist konstitutiv zwar nicht für das Ding an sich, aber für den (immanenten) „Gegenstand“. Diese Lösung, die den Verstand auf die innigste Zusammenarbeit mit der Sinnlichkeit festlegt und den Grundgedanken der transzendentalen Deduktion in sich schließt, ist 1775 im sog. „Duisburgschen Nachlaß“ im wesentlichen fertig.

In der „Kritik“ wird die transzendente Deduktion von der metaphysischen abhängig gemacht, und diese vom „Leitfaden“ der Urteilstafel. Wenn aber Kant auch schon 1772 die Notwendigkeit erkannte, die Gesamtheit aller „unanalysierbaren Begriffe“ nach Prinzipien festzustellen, so ist ihm diese Arbeit doch wahrscheinlich erst nach Auffindung der transzendentalen Deduktion gelungen, und zwar wurden die Kategorien zunächst unabhängig von dem Leitfaden der Urteilstafel aufgestellt. De VI. macht es recht wahrscheinlich, daß Kant zunächst mehr zufällig auf die Verwandtschaft zwischen den Kategorien der Relation und den entsprechenden Urteilsformen stieß und daß er dadurch erst auf den Gedanken kam, die Urteilstafel als Leitfaden für die Ableitung der Kategorien zu gebrauchen. 1776 war die metaphysische Deduktion im wesentlichen fertig. Die Jahre 1777—81 brachten, unter dem Einfluß von Tetens, wie De VI. mit guten Gründen annimmt, die Einführung der produktiven Einbildungskraft, der psychologischen Deduktion mit den drei Synthesen und die klarere Herausarbeitung des Unterschiedes von Verstand und Vernunft.

Wenn man noch über etwas mehr Aufschluß wünschte, wäre es die Frage, wie Kant zu der Unterscheidung von analytischen und synthetischen Urteilen (im Sinn der „Kritik“) und zu der die synthetischen Urteile a priori in den Vordergrund rückenden Fragestellung gekommen ist. Aber vielleicht soll diese Frage dem zweiten Band vorbehalten bleiben.

Das bedeutende Werk *De Vleeschauwers* läßt — trotz des Aufdeckens so mancher Abhängigkeiten — Kants ursprüngliche Leistung und seine Überlegenheit über die rationalistischen Philosophen klar hervortreten, aber auch seine vollständige Unkenntnis der echt scholastischen Lösung der Probleme, die ihn bewegten. Hoffentlich trägt das Werk dazu bei, daß gewisse schiefe Darstellungen und an der Sache vorbeirende „Widerlegungen“ der Lehre Kants, wie sie sich zuweilen immer noch in neuscholastischen Werken finden, nun doch allmählich verschwinden. Wer noch ahnungslos in halb empiristischen, halb rationalistischen Auffassungen steckt und diese dann auch noch für thomistisch hält, kann Kant unmöglich philosophisch überwinden.

J. de Vries S. J.